

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Marc Fischer**

**Eine Art Idol**

*Roman*

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung  
von Text und Bildern, auch auszugsweise,  
ist ohne schriftliche Zustimmung des  
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.  
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,  
Übersetzung oder die Verwendung in  
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

An Johanna Schneeberg  
Pension Strasser  
Neunkirchen

von  
Margarethe Schneeberg  
Stift Pernegg

Liebe Johanna,

es tut mir leid, Dich in Deinem Feriendomizil zu stören – ich weiß, daß ich versprochen habe, Dich in Ruhe arbeiten zu lassen –, aber vor kurzem tauchte ein Junge auf, der sich als *Dein Freund* vorstellte und gar nicht mehr aufhörte zu reden, als er vor mir stand. Das folgende Manuskript entstand in einem dreitägigen Gespräch mit ihm – er war so verwirrt, daß ich ihn ins Kloster mitnahm, was mich in bezug auf die Schwestern einiges an Überredungskunst kostete. Seit etwas über einer Woche hat er jetzt ein Zimmer bei uns und scheint sich langsam zu erholen, nachdem ihn Schwester Elisabeth praktisch dazu *zwingen* mußte, nachts nicht mehr aufzustehen und in der Gegend herumzulaufen, als wäre der Teufel hinter ihm her. Soweit er wach ist, fragt er jeden Tag nach Dir und will wissen, wann er Dich sehen kann.

Fürs nächste Wochenende jedenfalls hat sich sein Bruder angekündigt, von dem ich nur weiß, daß er Uwe heißt und seine japanische Verlobte mitbringt.

Es wäre schön, wenn Du kommen könntest, auch ich würde mich freuen.

Alles Liebe,  
Mutter

P.S.: Noch was: Die Arbeit an meinem Buch geht gut voran, obwohl mich Dein Freund ganz ordentlich aus der Ruhe gebracht hat. Nach allem, was er mir erzählt hat, bin ich aber fast dankbar dafür – einige Aspekte seiner Geschichte kann ich ganz gut verwenden, glaube ich. Er hat ein recht seltsames Verhältnis zum Glauben, wenn Du weißt, was ich meine.

Der Wetterbericht für das Wochenende ist gut – wir könnten also alle in die Berge rausfahren. Denk an die Zeckenimpfung, es ist wieder Saison!

Hoffentlich bis dann!

## EINS

Hören Sie: Wenn ich Sie richtig verstehe, wollen Sie wissen, was ich mir für meine Zukunft wünsche, sollte ich irgendwann einmal den Zustand erreichen, den Sie alt nennen – aber wie soll ich Ihnen diese Frage beantworten, wenn die Wahrheit ist, daß ich zeit meines Lebens immer ein Samurai sein wollte?

Das mögen Sie jetzt vielleicht komisch finden, aber seit ich ein kleiner Junge war und mein Bruder Uwe mir abends aus den *Japanischen Annalen* vorlas, aus Eiji Yoshikawas *Musashi* und James Clavells *Shogun*; seit er mir Geschichten erzählte von verfeindeten Klans, die ihre Soldaten als Frauen verkleidet ins Lager des Gegners schickten, um sie zu besiegen, und von Kriegern, die selbst im Angesicht der Niederlage noch ihre Würde behielten, selbst wenn sie danach in acht gleiche Teile geschnitten wurden – seitdem komme ich nicht los von der Faszination, die der Mythos des Samurai auf mich ausübt.

Kaum eine Existenz, das ist meine Überzeugung, hat so viel Sinn wie die eines Samurai: Seine Aufgabe ist klar definiert, es gibt keine Verwirrung in seinem Leben – er ist der Beschützer seines Fürsten, seines *Daimyo*, der ihm Vater und Lehrer ist. Jeder Mensch sehnt sich ja eigentlich nach einem Gott, bloß ist das Problem jeder Religion, daß dieser Gott nie greifbar ist, daß der Gläubige ihn nie fragen, nie *konsultieren* kann. Seinen Daimyo aber kann ein Samurai immer besu-

chen, er kann mit ihm sogar einen Tee trinken und über Bücher und Frauen reden. Der Samurai kümmert sich um den Daimyo, aber der Daimyo kümmert sich auch um den Samurai, das ist das Prinzip: Der Daimyo gibt dem Samurai ein Zuhause, verschafft ihm Bildung, läßt ihn seine Bibliothek mitbenutzen und bezahlt ihm ein regelmäßiges Einkommen, wo findet ein Mensch heutzutage noch eine solche Hingabe? Zwar geht diese Hingabe bis zum Tod, doch das ist kein Problem für einen Samurai, denn er beginnt jeden Tag mit dem Wissen, dieser Tag könne sein letzter sein. *Der Weg des Samurai ist der Tod*, heißt es – damit gehört der Tod immer schon zum Leben des Samurai. Diese Haltung ist klug und wäre auch im Westen dieser Welt von Nutzen, denn ein Mensch, der auf seinen Tod schon vorbereitet ist, hat keine Angst mehr vor ihm, muß also nicht sein ganzes Leben lang vor dem Sensenmann zittern.

Viele Menschen, darunter auch Freunde von mir, haben bis heute ein falsches Bild von den Samurai: Sie halten sie für eine brutale Schlägerbande, die nichts hinterließ als Angst und Zerstörung, doch das ist nicht wahr. Den wirklich guten Samurai ging es nicht darum, sich zu bereichern und möglichst viele Köpfe zu sammeln – der wahre Samurai war ein Dichter, ein Philosoph, dessen Ziel es war, ein Leben voller Anstand und Ritterlichkeit zu führen. Die Regeln dieses Lebens sind bis heute in meinem Lieblingsbuch beschrieben, dem *Hagakure*, der Bibel der Samurai, die nach jahrelanger Ignoranz durch die Welt nun leider von dem Filmmacher Jim Jarmusch zu einer Gangstergeschichte verwurstet wurde. Dabei wäre es doch meine Aufgabe gewesen, das Denken der Samurai zu verbreiten!

Trotzdem: Das *Hagakure*, ein Buch von knapp zweihundert Seiten, das Jocho Yamamoto, ein Samurai im Ruhe-

stand, Anfang des 18. Jahrhunderts dem Schreiber Tsuramoto Tashiro diktierte, hat mir schon oft geholfen: Besonders in seinem Hauptteil, den *48 wichtigsten Prinzipien*, ist mehr über die Weisheit zu erfahren als in der Bibel. Neben der ständigen Vorbereitung auf den Tod, die das Hagakure predigt, sind auch Tips für das tägliche Leben drin: wie ein unhöfliches Gähnen in der Öffentlichkeit zu unterdrücken ist zum Beispiel, nämlich indem sich der Gähnende die Stirn reibt, von oben nach unten. Wie ein Mensch die Ergebenheit seiner Freunde prüfen kann: indem er krank wird und sich pflegen läßt. Auch zur Liebe hat das Hagakure einiges zu sagen: Rein ist sie nur, wenn sie nicht geäußert wird – kein Anspruch, aber alle Ergebenheit, das ist die höchste Form.

Das Hagakure ist ein Ehrenkodex, der die Reinheit der Seele zum Ziel hat, und da heute kaum ein Mensch noch einen Kodex hat, sind die Zeiten auch für das Hagakure nicht günstig. Die Zeiten der Samurai, das muß selbst ich einsehen, sind vorbei, und alles, womit ich mich jetzt trösten kann, ist die Tatsache, daß ich wenigstens einmal versucht habe, das Leben eines Samurai zu führen. Ja, es ist wahr, ich war ein Samurai. Zwar werde ich heute eher als Texter in einer Werbeagentur landen, als auf der Insel Hokkaido hübsche Haikus zu schreiben, aber wenigstens war ich doch *einmal* in meinem Leben ein Teil von etwas Bedeutenderem, Größerem – und fast wäre ich auf diesem Weg sogar zu einer Berühmtheit geworden.

Aber ich bin gescheitert, so wie jeder Samurai scheitern muß, das ist das Gesetz, und darum sitze ich jetzt hier und rede mit Ihnen über meine Zukunft: über das, was noch nicht ist also, während für mich weder Gegenwart noch Vergangenheit geklärt sind. Da aber eine Zukunft nicht möglich ist ohne eine Vergangenheit, ist das Wichtigste jetzt erst einmal

der Versuch, die letzten Monate meines Lebens zu rekonstruieren, bis zum heutigen Tag. Das allein ist die Aufgabe im Moment, alles andere ist unwichtig!

Genau weiß ich nicht mehr, wie das damals alles losgegangen ist, in meinem Kopf ist ein großes Durcheinander. Wo ist der Anfang, wo der Schluß meiner Geschichte? Es wäre ja gut, wenn ich sagen könnte: So und so ist es geschehen, das sind die Fakten, an der Lage ist nichts zu ändern – so wie ein Wissenschaftler bei einem Problem vielleicht die Gesetze der Physik oder der Mathematik konsultiert, um dieses Problem zu lösen. So aber ist meiner Geschichte nicht beizukommen – sie verfügt nicht über klare Linien, Regeln und eine festgelegte Anzahl von Variablen, die einfach nur auf eine Seite der Gleichung gebracht werden müssen, um zu einem Ergebnis zu kommen. Nein, die Geschichte, um die es hier geht, ist anders: Zwar beginnt sie an einem bestimmten Ort, so wie das die meisten Geschichten tun, doch von dort aus nimmt sie andauernd Kurven, Umwege, Haken und Abkürzungen. Die Geschichte verläuft nicht linear, das ist ihr Problem, aber *was in dieser Welt verläuft schon linear?*, wie es der Designer Carlo Colani ausdrücken würde.

Ich weiß nur, daß diese unerträgliche Schlaflosigkeit, die ich damals entwickelte, der Ausgangspunkt gewesen sein muß für die ganze Angelegenheit. Ohne die Schlaflosigkeit, das ist meine Überzeugung, wäre alles nicht passiert, und ich säße jetzt nicht vor Ihnen. Ohne die Schlaflosigkeit keine Nachtexistenz, ohne die Nachtexistenz keine Johanna, ohne Johanna kein Höller und ohne Höller auch all die anderen Dinge nicht. Ja, mit der Schlaflosigkeit beginnt alles, sie ist der Schlüssel, ihr ist die Schuld zu geben, und, so hoffe ich zumindest, ist irgendwann die Schlaflosigkeit besiegt, dann läßt

sich irgendwann auch alles andere besiegen. Trotzdem gibt es keine Gewißheit, auch nicht bei den Erklärungsversuchen, denn Erklärungen sind ja nie mehr als der nutzlose Versuch, der Suche nach den Gründen ein Ende zu machen, um zur Ruhe zurückzufinden.

Nein, mit Erklärungen kommen wir nicht weiter: Alles, was ich tun kann, ist die Geschichte zu erzählen, von Anfang bis zum Ende, und zu hoffen, daß mit dem Erzählen das Verstehen kommt. Ja, einen anderen Ausweg gibt es nicht, anders ist eine Rettung nicht möglich. Anders komme ich nicht hin zu dem, was meine Zukunft sein könnte, Verheerung!

## ZWEI

Damit das gleich klar ist: Wenn ich jetzt anfangen, von meiner Schlaflosigkeit zu erzählen, dann will ich kein Mitleid und keine Betroffenheit. Meine Schlaflosigkeit, oder sagen wir besser: mein ungewöhnliches Schlafverhalten, hat nichts zu tun mit schlimmen Vorfällen in meiner Kindheit, wie vielleicht anzunehmen wäre. Ich bekam keine Prügel, dazu sind meine Eltern viel zu weich, noch bin ich eins dieser Scheidungskinder, das eines Tages von der Schule nach Hause kam und seine Mutter beim Schlafpillenschlucken vorfand, weil der Vater die Familie für eine Zwanzigjährige verlassen hat. Nein, meine Eltern sind glücklich verheiratet, noch immer, sie lieben sich sogar, soweit ich das beurteilen kann, denn mein Vater kommt vom Zigarettenholen immer wieder zurück. Was mein Schlafproblem betrifft, spreche ich meine Eltern von aller Schuld frei: Sie haben mir keinen Komplex eingepflegt, der jetzt mühsam herausgefiltert und ausgemerzt



werden müßte, und nichts vom weiteren Verlauf meines Lebens hat eigentlich etwas mit ihnen zu tun.

Ich hatte in meiner Jugend auch keine Alpträume, die mich vom Schlafen abhielten. Überall bekannt sind ja die Geschichten von Menschen, die nachts ihre Augen nicht schließen, weil sie fürchten, daß in dieser Zeit böse Geister Macht über sie bekommen und ihre Seelen in die Hölle und den Tod hinabziehen wollen, was ja verständliche Argumente für die Schlafverweigerung sind. Meine Träume aber waren meist sehr angenehm und nicht viel mehr als das genaue Abbild der Welt, in der ich mich auch tagsüber befand. Das bedeutet: Redete mein Vater, Anwalt für Familienrecht in einer Hamburger Kanzlei, beim Abendessen wieder von einer der Erbschaftsdiskussionen, die er mit den Hinterbliebenen um Aktienpakete oder Eigentumswohnungen führen mußte, dann fand ich mich in meinen Träumen in diesen Streitereien wieder, entweder mit oder ohne Aktienpaket. Hatte meine Mutter, eine Hals-Nasen-Ohren-Ärztin, meinen Bruder und mich den Tag über damit genervt, das Wichtigste im Leben sei, daß *alle Atemwege frei* seien, dann tauchte dieser Satz in meinen Träumen auf, auch wenn ihn dann vielleicht ein hübsches Mädchen zu mir sagte, in das ich mich in der Schule verliebt hatte. Und, das geschah eigentlich am häufigsten, hatte Uwe mir abends eine seiner Samurai-Geschichten vorgelesen oder wir uns die Filme »Die sieben Samurai« oder »Die verborgene Festung« angesehen, dann wurde ich in der Nacht zu dem weisen Dichter Sugawara No Michizane, der im zehnten Jahrhundert zur Zeit des Kaisers Daigo einer Verschwörung zum Opfer fiel, ins Exil verbannt wurde und dort an gebrochenem Herzen starb, wie die Legende erzählt. Michizane, der später als schwarze Wolke zur Hauptstadt des damaligen Japan zurückkehrte, um sich zu rächen, ist bis heute eine meiner

Liebblingsfiguren der Geschichte. Neben der Wolkensache bewundere ich ihn vor allem für sein Gedicht über einen Pflaumenbaum – dessen weiße Blüten liebte Michizane mehr als alles andere auf der Welt, und auch der Pflaumenbaum liebte Michizane, denn er löste seine Wurzeln aus dem Boden und begann zu fliegen, um Michizane in die Verbannung zu folgen. Alles ist drin in diesem Gedicht, der *Ode an den Pflaumenbaum*: Die Liebe, das Leid, die Vergänglichkeit des Menschen, und Michizane ist für mich der erste Melancholiker des Menschenzeitalters.

Meine zweite Lieblingsfigur ist der traurige Krieger Minamoto No Yoshitsune aus der *Geschichte der Heike* – ein Waisenkind, das in einem Buddhakloster aufwächst und sich mit einem Mönch namens Benkei anfreundet, mit dem er viele Abenteuer besteht, bis ihn sein Halbbruder Yoritomo verrät und Yoshitsune Seppuku begeht, Selbstmord durch Bauchaufschlitzen also. Allerdings kam Yoshitsune danach nicht als schwarze Wolke zurück, weshalb Michizane immer meine Nummer eins bleiben wird.

Ich war also oft ein Samurai in meinen Träumen, doch außer dieser Sagen- und Geschichtenliebe findet die Psychoanalyse nichts bei mir: Ich bin weder der Ratten- noch der Wolfsmann, den Freud diagnostizierte, und ich wurde im Schlaf auch nicht von Kriminellen verfolgt oder von den Schergen der SS, so gerne ich auch damit angeben würde, meine Träume seien diese bedeutsamen Schreckgespenste gewesen, von denen die Deppen dieser Welt so gern erzählen, um sich interessant zu machen: Mit Schilderungen von Zügen, die ins Nichts fahren, durchsichtigen Räumen und Türen, die nicht aufgehen, und dem ganzen Mist. Doch kamen meine Eltern nachts in mein Zimmer, um zu sehen, ob ich noch da war, dann wühlte sich kein von Dämonen Geplagter

im Bett – dort lag nur ein Junge mit geschlossenen Augen, der gleichmäßig atmete und tat, was von ihm verlangt wurde: Er schlief – tief, fest, angenehm. »Ist der Junge einmal eingeschlafen«, sagten meine Eltern dann zu jedem, der es hören wollte, »weckt ihn nichts mehr auf, da können Bomben fallen oder das Haus in die Luft fliegen, der schläft durch.«

Genau so war es, ganz im Gegensatz zu Uwe, der immer aufwachte und im Zimmer herumschrie, weil er im Traum gefoltet wurde oder unheilbare Krankheiten hatte, Kopfkrebs und Blutstürze und Tuberkulose. Uwe war der Existenzialist, der Leidende; ich war der Ruhige, Besonnene – warum das so war, konnte unsere Familie nie herausfinden. Vielleicht ist das eine Generationensache, vielleicht hat das auch mit den Büchern zu tun, die wir lasen: Einig waren wir uns nur in unserem Interesse für das Hagakure und die Kultur und Geschichte Japans. Ansonsten las Uwe, immer der Kluge, Schopenhauer, Sartre, Hegel und Kierkegaard, während ich, der Einfache und Verspielte, die Bücher von H. G. Wells und Jules Verne bevorzugte, da ich fand, daß die die besseren Geschichten erzählten.

Ja, so also war ich – sehr lässig, sehr entspannt, ein Meister der Einschlafkunst.

Wie kam es dann also, daß ich zu einem Menschen wurde, der nicht mehr nachts schlief, sondern tagsüber, und als Folge davon in eine Welt des Irrsinns stürzte?

Es gab mehrere Gründe: Kurz nach dem Ende meiner Schulzeit begann ich ein Volontariat bei einem Magazin mit dem Namen *Plietsch!*. Das Wort kommt aus dem Hamburgischen und bedeutet soviel wie smart oder klug – ein hervorragender Name für ein Magazin, wie ich finde, und auch das Heft selbst war gar nicht schlecht. Auf dem Cover hatten wir

immer hübsche Tittenmädchen abgebildet, da sich nichts auf der Welt so gut verkauft wie ein hübsches Tittenmädchen, doch im Heft selbst hatte *Plietsch!* auch Reportagen über Drogenjunkies, Waffenfabrikanten, die chinesische Mafia und Interviews mit Politikern und Popstars drin. Gegründet wurde das Heft aus dem Gedanken, *Sex und Politik miteinander zu kombinieren*.

»Die Politik ist drin, weil sie das Leben bestimmt«, verteidigte der Verleger sein Konzept, und »Der Sex ist drin, weil jeder Mensch will, daß er sein Leben bestimmt«.

Diese Überlegung sollte dafür sorgen, daß ganz Deutschland das Heft kaufte und sich endlich von Mistblättern wie dem *Stern* abwandte, doch die Rechnung ging nicht auf, Deutschland war noch nicht bereit für die Revolution: Eineinhalb Jahre später wurde das Blatt eingestellt, zugunsten eines Fernsehmagazins. »Wenn achtzig Millionen fernsehen«, erklärte der Verleger diesmal mit ebenso bestechender Logik, »und nicht einmal hunderttausend euer Blatt lesen, warum sollte ich mein Geld dann in die hunderttausend stecken und die achtzig Millionen sich selbst überlassen?«

Diese Frage konnte dem Verleger keiner aus der Redaktion beantworten, wir wurden alle rausgeschmissen, und nur der Verleger hatte Glück: Das neue Fernsehmagazin war sehr erfolgreich und machte ihn noch reicher, als er ohnehin schon war, er gründete sofort noch zwei Fernsehmagazine und betreibt über Umwege noch eine Karriere als Parteispender für die FPÖ, auch mit dem Haider war er schon mal Knödel essen.

Ich wollte gar nicht unbedingt ein Journalist werden, viel lieber wäre ich Archäologe geworden, was ja ein guter Vorwand gewesen wäre, noch mehr über Japan zu lernen, doch dafür hätte ich studieren müssen, und das erschien mir zu

anstrengend. Die Idee des Herumbuddelns in der Erde in der Hoffnung, einen wichtigen Fund zu machen, gefiel mir, weil ich mit elf einmal ein Buch von James Michener gelesen hatte, es hieß *Die Quelle*. In dem Buch ging es um ein Forscherteam, das sich bei einer Ausgrabung in Israel immer tiefer in die Erde gräbt, ja das Team *verschwindet* fast in diesem Loch und entdeckt dabei mit jedem Fund ein Stück mehr Geschichte, was bedeutet, daß Michener so die Geschichte Israels erzählt. Kein schlechter Trick, viel kunstvoller als die meisten Geschichtsbücher jedenfalls, und bis heute habe ich nicht verstanden, was die sogenannten Experten immer gegen einen Populärwissenschaftler wie Michener hatten. Ich nehme mal an, daß sie bloß neidisch darauf waren, daß Michener schreiben konnte, während sie nur Fakten aneinanderreiheten, wie es ja heute überall Mode ist.

Eine meiner hervorstechendsten Charaktereigenschaften ist die Tatsache, daß ich mich immer für irgendwelche *Ideen* begeistern konnte, bloß – auch wenn das den Idealen eines Samurai widerspricht – habe ich mich leider nie besonders für sie engagiert oder den Willen aufgebracht, sie intensiver zu studieren und zu verwirklichen. Ich war ein Meister des Halbwissens, so nannte mich Uwe immer, wenn ich wieder einmal Enthusiasmus für etwas entwickelt hatte, das ich drei Wochen später vergaß. Meine einzige wirkliche Qualität, und diese Meinung kommt nicht einmal von mir, sondern ebenfalls von Uwe, ist meine *Ratgeberfähigkeit*, was wohl bedeutet, daß ich nicht schlecht bin darin, mir etwas anzuhören und dann einen Rat abzugeben, wie sich jemand nun verhalten soll, selbst wenn ich selber von dessen Problemen keine Ahnung habe. Das klingt jetzt, als sei ich so eine Art Samariter, aber das stimmt nicht ganz. »In den meisten Fällen«, sagte Uwe mir mal bei einem unserer Treffen, die wir ab

und zu abhalten, »gibst du deinen Rat nicht, weil du der Person helfen willst, sondern weil du sehen willst, wie dein Rat das Schicksal dieser Person beeinflusst.«

Nach allem, was ich über Samariter weiß, muß diese Einschätzung das genaue Gegenteil eines Vorbildsamariters sein. Ich glaube, daß Uwe sich bei diesem Urteil darauf bezieht, daß ich mal einem Jungen, der von mir wissen wollte, ob er einen Bauchklotscher vom Fünf-Meter-Brett wagen sollte, antwortete, er müsse es ganz einfach schon aus dem Grund versuchen, da er sonst nie wisse, was ihn an dieser Frage überhaupt gereizt habe – Empirie, Empirie!

»Nun laß dich endlich fallen und löse das Geheimnis!« rief ich dem Jungen zu – er sprang und zerriß sich beim Aufprall fast die Bauchdecke.

Das sei ja eine ziemlich vernichtende Meinung, die er da von mir hätte, antwortete ich Uwe an diesem Abend in der Bar des Hotel Hafen Hamburg, wo wir immer hingehen. »Das ist überhaupt nicht vernichtend«, sagte er und bestellte noch zwei Cocktails. »Ich meine damit bloß, daß du eine Fähigkeit besitzt, die nicht so oft vorkommt, aber noch keine Ahnung davon hast, wie diese Fähigkeit einzusetzen ist.«

So kam es also, daß ich kein Archäologe wurde, der zwischen den Reisfeldern Japans nach Samurai-Rüstungen gräbt, sondern den einfachen Weg nahm: Ich wurde Journalist, denn für diesen Job ist ja nicht so viel Bildung nötig.

Den Job bei *Plietsch!* bekam ich nur, weil Uwe damals eine große Nummer im deutschen Journalismus war. Er durfte für den *Spiegel* nach Vietnam fahren, nach Israel und Kuba und an all diese Orte, und er hing dauernd mit Starreportern und Filmstars in Nachtclubs herum, einmal sogar mit Fidel Castro, der ihm erzählte, die große Stunde des Kommunismus komme erst noch, nach dem totalen Zusammenbruch

der alten Ordnung nämlich, es dauere nicht mehr lange. Die Starreporter und Filmstars hofierten Uwe, weil er so gut schreiben kann, *fast schon literarisch*, wie gesagt wird, was bedeutet, daß er tatsächlich ein paar anständige Sätze zusammenbringt und auch was von Grammatik versteht.

Uwe machte sich Sorgen um meine Zukunft, darum arrangierte er eines Abends einmal ein Essen mit dem Chefredakteur von *Plietsch!*, einem dicken Wiener, der den Job bekam, weil der Verleger besessen war von der Vorstellung, die Österreicher hätten das Geniale im Blut und je größer der Bauch, um so größer das Genie. Zu dieser Zeit war mir egal, was aus mir werden würde, also ließ ich mich einfach weiter schicken wie eine Urkunde, die Behördenstempel braucht: von dem Abendessen, das Uwe organisiert hatte, zu einem Vorstellungsgespräch, das Uwe organisiert hatte, und schließlich eben zu diesem Volontariat, das Uwe organisiert hatte. Um eingestellt zu werden, mußte ich nicht viel mehr tun, als auf eine Frage zu antworten, die mir der Chefredakteur stellte. Die Frage, und das sagt schon alles darüber, wie heute Bewerbungsgespräche geführt werden, bestand darin, ob ich wüßte, wann Lenin Geburtstag hätte. Ich weiß nicht, ob Uwe diesen Witz mit dem Wiener abgesprochen hatte, aber ich nehme es mal an, denn Lenin und ich, wir sind Geburtstagsbrüder: Wir sind beide am dreiundzwanzigsten April geboren, genauso wie Vladimir Nabokov und William Shakespeare, der dann später auch wieder an einem dreiundzwanzigsten April gestorben ist, wie die Legende behauptet. Ich weiß solche Sachen, weil ich mir immer einrede, daß so was eine besondere Bedeutung hätte, außerdem habe ich mit diesem Wissen auch schon ein paar Frauen beeindruckt – natürlich nur die Art Frauen, die sich davon auch beeindrucken läßt, aber das sind nicht wenige.

Die Geburtstagsmythologie an sich – vielleicht ist das eine Art japanischer Schicksalsglaube, der in mir ist.

Das nächste Jahr verbrachte ich damit, die Models Nadja Auermann und Kate Moss, die Politiker Oskar Lafontaine und Guido Westerwelle und die Unterhaltungskünstler Otto Waalkes und Udo Lindenberg zu den Themen Selbstbefriedigung und der Idealgröße einer Frauenbrust zu befragen, wobei bei Waalkes und Lindenberg am meisten herauskam. Einmal durfte ich auch nach Sankt Moritz fahren, um über eine Party des Filous Gunther Sachs zu berichten, der die ganze Zeit an zwei Amüsiert Damen herumspielte.

Der Job brachte mir Spaß: Der Gedanke, eine Stimme zu haben, die Menschen hören können, gefiel mir – so nah war ich meiner Vorstellung von Ruhm noch nie gewesen. Außerdem verdiente ich ganz gut dabei, jedenfalls so viel, daß ich mir eine Wohnung im Hamburger Stadtteil Hoheluft leisten und endlich bei meinen Eltern ausziehen konnte. Als das Magazin eingestellt wurde, war das alles nicht mehr so einfach. Der Verleger zerstörte mir praktisch meinen Traum, aus Gesprächen über Frauenbrüste eine Existenz aufzubauen, aber vielleicht war das ja auch nicht die beste Basis für eine Existenz.

Der erste Grund für meine Schlaflosigkeit also war: Ich hatte keinen Job mehr, also keinen Stundenplan, nach dem ich mich richten mußte.

Der zweite Grund: Ich hatte auch kein Mädchen mehr.

Diese Geschichte zu erzählen ist anstrengend, denn sie ist lang und kompliziert, vielleicht werde ich später, wenn mal etwas Zeit sein sollte, darauf zurückkommen. Jetzt kann ich nur sagen: Dieses Mädchen, sie hieß Marie, und ich, wir wollten eigentlich unser ganzes Leben miteinander verbringen.



Wie genau wir zusammenkamen, habe ich vergessen, doch seit diesem Zeitpunkt waren wir nicht mehr zu trennen gewesen. Irgendwann aber, nach fast zwei Jahren, kam etwas dazwischen. Uwe meint, ich hätte sie *vergrault*, weil ich nicht bereit gewesen sei, ihr *Zugeständnisse* zu machen, was unsere gemeinsame Zukunft anging, doch das stimmt so nicht. Meine Erklärung für das Ende dieser Liebe ist, daß die Leichtigkeit, mit der sich jede echte Liebe einen Weg durch die Welt bahnt, auf einmal verlorenging: Während früher keine Erklärungen zwischen uns nötig waren für die Absurdität eines Satzes, den wir irgendwo auf der Straße oder in einer Bar hörten, so waren wir ab einem bestimmten Zeitpunkt nur noch auf Erklärungen angewiesen: Erklärungen für Lauen, für Witze, für Lieder im Radio, für Filme im Kino und für meine Samurai-Obsession, die sie anfangs an mir liebte und die ihr jetzt auf die Nerven ging. Bloß nicht wieder den Pflaumenbaum, bloß nicht wieder das Hagakure, beschwerte sie sich. Wir mußten reden, reden, reden, während uns früher schon das Schweigen genügte. Es wurde so anstrengend, daß ich manchmal das Gefühl hatte, wir bräuchten einen Dolmetscher, und diese Anstrengung zerstörte alle Vorstellungen von Bedeutung und Bestimmung, die von der Liebe immer verlangt werden.

Marie war meine erste richtige Freundin, wobei *richtig* bedeutet, daß sie der erste Mensch war, bei dem ich das Gefühl hatte, es sei keine Verschwendung, Zeit mit ihr zu verbringen, und selbst wenn diese Zeit endlos sein würde, wäre es kein Problem. Es war immer etwas Strahlendes an ihr, obwohl sie gar nicht etwa so besonders hübsch war, daß sich jeder Mann auf der Straße nach ihr umdrehte oder daß sie ein Sektglas so exquisit hielt wie keine andere Frau und morgens portugiesische Liebeslieder sang. Nein, sie war eher niedlich

im Aussehen und etwas zu dick am Hintern, doch da es meine Überzeugung ist, daß jede Frau, um hübsch zu sein, mindestens eine Eigenschaft an sich haben muß, die überhaupt nicht hübsch ist (krumme Nase, schiefer Mund, vier Finger statt der üblichen fünf), war sie die perfekte Frau für mich. Sie mußte eben überhaupt nichts *Besonderes* tun, um mich zu begeistern: Es reichte, wenn sie einfach nur hallo sagte und mich ansah, als trügen wir das Weltgeheimnis mit uns herum. Ich dachte immer, ich hörte Musik von den Beach Boys, wenn wir zusammen waren, auch wenn nachweislich keine Musik der Beach Boys vorhanden war, nicht mal *Surfer Girl*. Aber so war es.

Trotzdem war es nicht möglich, diese Liebe zu retten, außer ich hätte Marie vielleicht einen Hund gekauft, als Beweis meiner Ergebenheit und Treue, so was zwingt jede Frau in die Knie. Doch hätte ein Hundegeschenk uns gerettet, wäre ich nicht mehr losgekommen von der Frage, wie so ein blöder Hund schaffen konnte, was mir nicht gelang. Ich schenkte ihr also keinen Hund, sie verließ mich, ich sah sie nie wieder, und das war das Ende der Geschichte.

Keine Arbeit, keine Liebe – die meisten Menschen richten ihr Leben nach diesen Dingen aus und brechen schon zusammen, wenn nur eins davon nicht mehr existiert, wie also sollte ich, der beides verloren hatte, wissen, was zu tun war? Eine Zeitlang trauerte ich, doch dann ekelte mich die Trauer, weil sie mich so aussehen ließ, als hätte mir jemand das Rückgrat aus dem Körper gezogen. Wollte ich keinen Selbstmord begehen, was das Hagakure im Zweifelsfall immer empfiehlt, mußte ich irgend etwas ändern. Umbringen könnte ich mich ja auch später noch, die Gelegenheit ergibt sich ja immer mal wieder.

Vielleicht waren es meine pathetischen Gedanken an Selbstmord, die mir wieder die Samurai ins Gedächtnis riefen. Ich weiß eine ganze Menge über die Samurai, dachte ich, ich kenne das Hagakure fast auswendig und kann dank Uwes Erzählungen den Kriegsheld Kusunoki Masashige zitieren, der nach zahlreichen Erfolgen 1336 in der Schlacht am Minato-Fluß unterging und in einem Bauernhaus Hara-kiri beging, um der Gefangennahme durch den Feind zu entgehen – doch das Land der Samurai habe ich noch nie gesehen, Japan also. Wörter allein aber, auch das steht im Hagakure, sind nichts wert, wenn ihnen nicht auch Taten folgen – also hob ich das Geld, das mir das Magazin als Abfindung überwiesen hatte, knapp vierzigtausend Mark, von der Bank ab und nahm ein Flugzeug nach Japan, nach Tokyo, um herauszufinden, was noch übriggeblieben ist von den Samurai. Vielleicht würde ja etwas von ihrem Mut auf mich abfärben, so daß ich gestärkt wie ein Kriegsheld aus Japan zurückkäme.

Reisegeschichten sind wie Diavorträge, sie beleidigen ihren Zuhörer meist und erdrücken ihn mit dem Weltmännertum des Erzählers, darum mache ich es kurz. Mit den vierzigtausend Mark in der Tasche landete ich am Flughafen von Narita und mietete mich in einem kleinen Hotel im Tokyoter Stadtteil Ebisu ein, das von einer chinesischen Einwandererfamilie geführt wurde, die gerade Drillinge bekommen hatte und mein Geld gut gebrauchen konnte.

Tokyo beeindruckte mich, was keine besondere Leistung ist, denn Tokyo beeindruckt jeden Menschen, der es zum ersten Mal sieht. Noch mehr als New York, Los Angeles oder London hält Tokyo dem Besucher den Wahnsinn des modernen Städtebaus vor Augen – Frieden ist hier nur schwer zu finden, höchstens in den Dampfbädern, aber ich schwitze nur ungerne.

Einer meiner ersten Besuche führte mich in das Japanische Schwertmuseum, denn hier sind die Waffen der Samurai ausgestellt, die verschiedenen Ausführungen des *Tachi*, des Kampfschwerts, und des *Tanto*, des kleinen Dolchs, den der Samurai immer griffbereit im Gürtel haben mußte. Besonders lang verharnte ich vor einem Glaskasten, in dem ein sehr hübsches Schwert der Kamakura-Periode aufbewahrt war, das von dem Schwertmeister Rai Kunitoshi aus Yamashiro hergestellt worden war. Was die Gravuren der Schwerter betrifft, bin ich kein Profi wie Uwe, der ein *Tachi* nur kurz ansehen muß, um es einer bestimmten Zeit zuzuordnen, doch die Schönheit und Eleganz dieses Schwertes beeindruckten auch mich: Es war ein böses kleines Ding.

Nachdem ich etwa eine halbe Stunde vor dem Kasten herumgestanden hatte, sprach mich ein älterer Mann an, ein kleiner Japaner mit einem Knittergesicht, wie sie es hier im Alter alle kriegen. Er stellte sich als Herr Shuhei Imamura vor und fragte mich höflich, warum ich so lange vor dem Schwert herumstände.

»Ich muß jemanden vergessen«, sagte ich.

Hätte er weiter nachgefragt, wäre ich sofort gegangen, weil ich mich nicht auch noch bis nach Japan von meiner zerbrochenen Liebe verfolgen lassen wollte, doch Herr Imamura verstand sofort: Er lächelte nur und wackelte ein bißchen mit seinem Knitterkopf.

»Kaffee?« fragte er dann.

»Hai«, sagte ich, das heißt *Ja* und ist alles Japanisch, was ich kann. Aufgrund meiner Charaktereigenschaft, die ich ja vorhin schon erwähnt habe, war es mir immer zu mühsam gewesen, die Sprache zu lernen.

Herr Imamura brachte mich zu einem kleinen Kaffeeladen um die Ecke und begann, von seinem Leben zu erzählen. Er

erzählte von seiner Herkunft aus Osaka, vom Krieg, den er nur überstand, weil er in den Bergen Hokkaidos stationiert war, und er erzählte von seiner Frau, die vor einigen Jahren von einem Auto überfahren worden war.

»Ganz unspektakulär«, sagte Herr Imamura in dem wenigen Englisch, das er beherrschte.

»Sie verschwand einfach, wie eine Blume im Winter.«

Dann wollte er wissen, warum ich mich für die Samurai interessiere.

Ich erzählte ihm von den Geschichten, die Uwe mir in meiner Kindheit vorgelesen hatte, vom Hagakure und vom Pflaumenbaum.

»Der Pflaumenbaum ist ein sehr gutes Gedicht, vielleicht das beste überhaupt«, sagte Herr Imamura.

»Ja«, sagte ich.

»Das Hagakure ist ein gutes Buch, aber es ist auch gefährlich, denn es handelt zuviel vom Tod.«

»Ich weiß.«

»Ein junger Mensch sollte sich nicht andauernd mit dem Tod beschäftigen.«

»Da mögen Sie recht haben.«

Von diesem Tag an sah ich Herrn Imamura häufiger. Er lud mich in seine kleine Wohnung in einem Außenbezirk Tokyos zum Essen ein, wir tranken Sake und Tee, und Imamura redete von der Vergangenheit: Er erzählte mir die Geschichte seiner Familie, die sogar Samurais und Schwertfabrikanten in ihrer Ahnenreihe hatte, und von dem Weg, den Japan genommen hatte, vom Kaiser zur Militärherrschaft, vom Krieg bis zum Wirtschaftswunder. Er zeigte mir Fotos von seiner Frau Hiroko, und wenn seine Hände beim Halten der Fotos zitterten, entschuldigte er sich höflich für den Gefühlsausbruch: Die alte Samuraielehre war noch stark in ihm.

Nach dreieinhalb Monaten und ein paar Ausflügen nach Osaka und Kyoto mußte ich zurück nach Deutschland, denn das Geld ging mir aus, Japan ist teuer. Herr Imamura brachte mich zum Flughafen, wir verabschiedeten uns, und ich versprach, im nächsten Jahr zurückzukommen, damit wir dann gemeinsam nach Hokkaido fahren könnten.

Ein Mensch, der wegfährt, hofft immer, daß sich in seinem Heimatort etwas zu seinen Gunsten verändert hat, doch es kommt nur selten vor, daß die Heimat auf den Reisenden wartet und ihn mit Willkommensgeschenken feiert. Auch bei meiner Rückkehr war mir sofort klar: Keiner hatte mich wirklich vermißt, ich war immer noch ohne Arbeit und immer noch allein in meiner Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung in Hoheluft.

Der Zeitunterschied zwischen Deutschland und Japan beträgt acht Stunden, das ist nicht wenig, aber auch nicht so viel, daß er nicht zu überwinden wäre – doch warum sollte ich mich anstrengen, wieder zur Zeit Mitteleuropas zurückzukehren? Eine Uhr, ein Zeitsystem sind dazu da, dem Menschen einen Rahmen, ein Raster zu geben, nach dem er seine Termine koordinieren kann, aber ich hatte ja keine Termine mehr. Ich mußte nirgendwo zu irgendeiner Zeit erscheinen, hatte keine Arbeitsessen oder *Besprechungen*, denn ich hatte ja nicht mal *Kunden*, also war es egal, ob ich bis fünf Uhr morgens wachblieb und am nächsten Tag bis drei Uhr nachmittags schlief. Solange ich noch nicht nach der alten Zeit funktionierte, das war meine Logik, solange wäre ich eigentlich auch noch gar nicht wieder zurück von meiner Reise und säße immer noch mit Herrn Imamura am Kaffeetisch – ich mußte mir darum auch keine Gedanken machen, wie mein Leben weiterzuführen wäre. Daß ich mich bei keinem meiner

Freunde, meinen Eltern oder meinem Bruder zurückgemeldet hatte, half ebenfalls, so bekam ich keine störenden Telefonanrufe um elf Uhr vormittags, die mich aus dem Bett zwangen. Was dann passierte, war folgendes: Ich stand immer später auf und ging immer später schlafen. Mein Leben verlagerete sich, ich begann, aus der Zeit zu fallen.

Klingt seltsam, klingt krank, doch wer sich einmal überlegt, wie viele Handlungen jeden Tag geschehen, bloß weil die Menschen sich daran gewöhnt haben, der versteht, daß alles nur eine Frage der Wiederholung ist: Menschen bleiben ein Leben lang zusammen, weil sie sich durch das Prinzip der ewigen Wiederholung aneinander gewöhnt haben; sie üben jahrelang die gleichen Berufe aus, weil sie sich an diese Berufe gewöhnt haben; sie rauchen Zigaretten oder nehmen Drogen, weil sie sich an Zigaretten und Drogen gewöhnt haben; sie sehen sich aus Gewohnheit die immergleichen Fernsehshows der immergleichen Moderatoren mit den immergleichen Inhalten an.

Nun, auch ich hatte mich an etwas gewöhnt: Ich hatte mich daran gewöhnt schlafen zu gehen, wenn die anderen Menschen aufstanden, und aufzustehen, wenn die anderen Menschen schlafen gingen. Die Uhr lief für mich entgegengesetzt, also lief von nun an auch mein Leben entgegengesetzt.

## **DREI**

Es ist erstaunlich, wie schnell ein Mensch seinen alten Rhythmus verliert, wenn er sich nur wenig Mühe gibt, ihn einzuhalten. Das Hagakure sagt, die wichtigste Eigenschaft eines Samurai sei seine Selbstdisziplin, die perfekte Haltung, das allzeit perfekte Benehmen und die unbedingte Loyalität seinen

Werten gegenüber, doch selbst die Lehren des Hagakure interessierten mich nicht zu dieser Zeit, außerdem gab es ja auch keinen Daimyo, für den ich da sein mußte, keinen Boss.

Innerhalb von zwei Monaten hatte sich mein Leben umgedreht, so sehr, daß ich nur selten noch das Tageslicht sah, obwohl sich die Frühlingssonne alle Mühe gab zu beweisen, daß sie da war, um den Sommer anzukündigen. Das Verwunderliche an der ganzen Sache ist, wie problemlos mir der Übergang von der Tag- zur Nachtexistenz gelang. Sicherlich war es hilfreich, daß ich keine Arbeit hatte, während die wenigen Menschen, die ich damals sah, alle arbeiteten – so kamen sie nicht auf die Idee, sich tagsüber mit mir zu verabreden oder mich treffen zu wollen. Der Tag, fand ich in dieser Zeit heraus, ist eine Zeit, die von den meisten Menschen schon abgeschrieben ist: Es ist klar, daß am Tag keine Zeit dafür ist, irgend etwas anderes zu tun, als einer Beschäftigung nachzugehen, die das Überleben ermöglicht. Jeder akzeptiert diese Übereinkunft, daher fällt es auch keinem Menschen auf, wenn ein anderer den Tag verschläft und erst nachts wach wird, und selbst gute Freunde wissen nicht wirklich, was der andere tagsüber tut: Deshalb sind alle immer so überrascht, wenn sie aus der Zeitung erfahren, daß ihr bester Freund eigentlich ein Zuhälter ist oder ein gesuchter Mörder.

War ich in dieser Zeit mal auf eine Party eingeladen, wunderten sich zwar einige Leute darüber, daß ich auch um vier Uhr morgens noch hellwach war und nicht so aussah, als würde ich demnächst nach Hause gehen wollen, doch sie taten das ab mit einer *guten Konstitution*, die ich wohl hätte. Zwar wurde ich manchmal auch danach gefragt, ob ich denn überhaupt etwas *tun* würde, doch diese Frage war so gut wie niemals ernst gemeint – aus ihr sprach bloß der Neid, daß mein Job es mir scheinbar erlaubte, über meine Arbeitszeiten



frei zu entscheiden. Hartnäckigen Fragern antwortete ich damit, daß ich – obwohl ich seit Monaten nichts geschrieben und auch keine Aussicht darauf hatte – eben freier Journalist sei. »Verstehe«, sagten die Frager dann, so als ob mein Beruf eine Art Künstlerberuf wäre, der mir jeden Quatsch ermöglichte. Aber sie verstanden natürlich gar nichts.

Nur wenige Menschen weihte ich ein in meine neue Existenz: Eigentlich wußte nur mein Freund Brezel davon, ein Kerl, der gebaut ist wie ein Wandschrank und mit seiner Tropenjacke so aussieht wie ein Fremdenlegionär. Brezel, neben Uwe der klügste und tatsächlich auch der sanfteste Mensch, den ich kenne, ist ein Werbefilmregisseur mit blonden Strubbelhaaren und frechen Augen, der mit den Musikvideos, die er für ein paar Hamburger Rockbands gemacht hat, schon so eine Art Berühmtheit geworden ist. Brezel und ich, wir kennen uns schon seit der Schulzeit und werden ewig miteinander verbunden sein, weil wir vor vielen Jahren mal mit einem Drittklässler die Entführung von Hanns-Martin Schleyer nachspielten. Wir fingen den Drittklässler nach der Schule ab und sperrten ihn zwei Tage lang in Brezels Keller, mit einem Schild *Gefangener der RAF* um den Hals. Das Polaroid davon muß noch heute irgendwo bei mir herumliegen, und weder Brezel noch ich wissen, ob der Junge den Schock der Gefangennahme je verwunden hat. Ich nehme mal an, daß er sehr früh verstand, daß es nichts gibt, was einen Menschen schützen kann, wenn andere herumlaufen, die ihn zerstören wollen. Brezel jedenfalls hat durch diese Entführung gelernt, daß es nicht besonders schwierig ist, Leuten Angst einzujagen, wenn er Lust dazu hat. Darum fühle ich mich in seiner Gegenwart immer sehr sicher, besonders dann, wenn wir Seite an Seite in der Spielhalle *Vegas World* auf dem Kiez stehen und an dem Automaten *Time Crisis* feindliche Soldaten abknal-

len. Sollten wir irgendwann einmal wirklich in einen Schußwechsel geraten, sind wir bestens darauf vorbereitet, denke ich: Brezel deckt meine rechte Seite ab, während ich ihm links Feuerschutz gebe. Ja, wir sind ein Killerteam, der Brezel und ich.

Anderen Leuten und besonders meinen Eltern erzählte ich nichts von meinem Schlafproblem, weil ich keine Lust hatte, mich für mein Leben rechtfertigen zu müssen, denn Tagschläfer gelten ja als Penner. In einer gewissen Art war ich das auch, ich tat ja nichts, um den Zustand zu ändern, doch hätten meine Eltern oder mein Bruder von der Sache gewußt, hätten sie versucht, mich zu *befreien* von meiner Sucht. Mit Sicherheit hätten sie mich zu einem Arzt geschleppt, um mich von der Zeitverschiebung zu kurieren, und garantiert hätte Uwe aus dem Hagakure zitiert, das einem Samurai den Müßiggang verbietet. Das wollte ich mir nicht antun, darum ließ ich mich immer tiefer in dieses seltsame Leben fallen.

Selbst wenn die Bedingungen um ihn herum unerträglich sind, heißt es, versucht ein Mensch immer, sich in seiner Umgebung ein Leben einzurichten, das über Regelmäßigkeiten und Rituale verfügt, die diesem Leben Stabilität verleihen. Ein Mann, der zum Beispiel im Gefängnis sitzt, wird in den meisten Fällen versuchen, sich auf irgendeine Art mit seiner Zelle abzufinden, da die Enge ihn sonst vernichten würde: Er akzeptiert die Zelle als sein vorübergehendes Zuhause und richtet sich dort ein, genauso wie ein Entführungsoffer, das nach dem anfänglichen Schock die Nähe zu seinem Entführer sucht, weil es ja irgendeine Form der Kommunikation braucht. Die Experten nennen es das *Stockholm-Syndrom*, wegen der Geiselnahme, die es da mal gab.

Auch bei mir vollzog sich so ein Prozeß: Zwar schlief ich zu den Zeiten, wo die Geschäfte offen waren und wo das

normale Arbeitsleben seinen Gang nahm, doch das hieß ja nicht, daß damit auch alle meine Wünsche nach Bewegung und Kontakt zu anderen Menschen eingeschlafen wären. Im Gegenteil: Da mir das Licht des Tages fehlte, fühlte ich mich oft wie ein Mann, der in eine Dunkelzelle gesperrt ist – mein Drang, trotzdem Dinge zu sehen und zu kommunizieren, wurde daher sogar größer, als er vorher je gewesen war.

So also sah mein Leben aus zu dieser Zeit: Ich stand auf, wenn die Sonne unterging, mal früher, mal später, je nachdem, wieviel Essen ich noch im Kühlschrank hatte. War nichts mehr da, ging ich – praktisch zum Frühstück – erst mal einkaufen, während alle anderen Leute nach der Arbeit noch schnell ein paar Zutaten für das Abendessen besorgten. Es ist lustig, daß erst die Änderung des Ladenschlußgesetzes mir dieses Leben überhaupt ermöglicht hat – Hurra für den Fortschritt, Hurra für die Modernität! –, sonst wäre ich nämlich gezwungen gewesen, spätestens um fünf Uhr nachmittags aufzustehen, weil um sechs schon alles zu gewesen wäre. So aber reichte es, das Bett erst um sieben Uhr abends zu verlassen. Die Verkäuferinnen im Supermarkt begrüßten mich mit Sonderpreisen für Frischfleisch und Gemüse, das sie sonst hätten wegwerfen müssen – ich bin mir sicher, sie hielten mich für einen Sozialhilfeempfänger mit fünf Kindern.

Ich verdiente kein Geld in dieser Zeit, das war jedoch am Anfang noch kein Problem, denn ein paar tausend Mark hatte ich noch auf meinem Konto. Außerdem hatte mir die Bank nach meiner Abfindung einen ganz guten Dispokredit eingeräumt, das machen die immer, wenn sie Geld riechen. Trotzdem wurde natürlich jeden Monat die Miete abgebucht, dazu kamen noch die täglichen Kosten, doch darüber machte ich mir damals noch keine Sorgen, im Gegenteil: Je länger ich dieses Leben so führte, um so mehr wollte ich sehen, wie lang

ich es durchhalten konnte, bis alles über mir zusammenbrach. Es wurde eine Art Experiment, das ich mit aller Kraft betrieb – ein Rat aus dem Fundus meiner *Ratgeberfähigkeiten* also, bloß daß ich ihn mir diesmal selber gab.

Meist aß ich mein Frühstück zu Hause. Ich schaltete den Fernseher an und sah mir die *Tagesschau* an, damit ich überhaupt etwas von der Welt mitbekam, die Sprecher wurden also meine ersten Bezugspersonen. Ich kochte mir ein paar Tassen Kaffee, las ein wenig in Basil Hall Chamberlains *ABC der japanischen Kultur* oder schrieb einen Brief an Herrn Imamura, in dem ausgedachte Geschichten eines glücklichen Lebens drinstanden, damit Imamura sich nicht ängstigte. Dann, eine andere Wahl hatte ich ja nicht, ging ich aus, in die Stadt.

Ich war früher schon abends ausgegangen, wäre ja auch komisch gewesen, wenn nicht: Wie alle Menschen, die etwas erleben wollen und sich vom Nachtleben Spannung und Aufregung versprechen, lief auch ich seit einigen Jahren durch die Clubs und Bars von Hamburg, in der Hoffnung, ein Mädchen kennenzulernen oder wenigstens eine Schlägerei mitzuerleben, von der ich dann erzählen könnte, um damit dann ein noch besseres Mädchen kennenzulernen, denn besonders die hübschen mögen solche Geschichten. Doch diese Art des Ausgehens ist nicht zu vergleichen mit der Art des Ausgehens, zu der ich nun durch meine Nachtexistenz gezwungen war. Wer ab und zu eine Bar besucht, der bestellt ein paar Bier, sieht sich die Frauen an, macht Quatsch mit seinen Freunden, nimmt vielleicht ein paar Drogen und geht dann nach Hause. Für mich war das anders: Es ging nicht darum, ein paar Stunden lang Spaß zu haben, der mich vom sogenannten *Alltag* ablenken sollte. Ich mußte ja nachts ein *Leben führen*, eine Existenz haben – eher eine *Allnacht* also. Und weil das um

diese Zeit nur in Bars, Clubs, Spielhallen oder Kinos möglich ist, ansonsten ist ja alles geschlossen, wurden diese Orte für mich nicht bloß zu angenehmen Ausnahmen, sondern zur Regel: Sie wurden meine Lebenswelt.

Zuerst war alles ein Spaß. Ich traf Brezel in einer Bar auf dem Kiez, wir nahmen ein paar Drinks zusammen und gingen tanzen oder unterhielten uns mit anderen Nachtgestalten, meist sogenannte Künstler, also Menschen ohne einen festen Tagesablauf: Musiker, Fotografen, Schauspieler, Regisseure, Schriftsteller. Es heißt ja immer, daß es schwer sei, schnell Anschluß zu finden in dieser Welt, daß sie *exklusiv* sei und sich abgrenze gegen den Pöbel, doch das ist eine Lüge: Jeder, der einmal eine Woche lang seine Nächte in derselben Bar verbringt, wird am Ende dieser Woche zum Stammgast, der mit Schulterklopfen und Handschlag begrüßt wird und Freigetränke bekommt. Es ist auch klar, warum das so ist: Die Nacht verbindet – die Pupillen sind weiter geöffnet, weil nicht mehr soviel Licht vorhanden ist, die Drogen und der Alkohol erhöhen die Aufnahmebereitschaft, alle sind prächtig gelaunt, weil jeder Nachtwanderer sich wie ein Guerillakrieger vorkommt, so als hätte er einen Auftrag zu erfüllen, den ihm ein mächtiger Mann erteilt hat.

Brezel hielt regelmäßig lange aus mit mir, er hat wirklich eine *gute Konstitution*, obwohl er am Anfang oft versuchte, mich davon zu überzeugen, früher nach Hause zu gehen, damit ich aus dem Kreislauf rauskäme und mir einen Job besorgte. Nach ein paar Wochen aber akzeptierte er meinen Zustand. Ich sei erwachsen, sagte er, und müsse wissen, was ich tue. Ich war froh, daß er mit dem Genörgel aufhörte, obwohl ich mir für diese Freude heute ins Gesicht schlagen könnte, denn ab da ging eigentlich wirklich erst alles los.

Aber wie gesagt – das war damals noch nicht abzusehen. Wäre ich ein Künstler gewesen, hätte jeder Beobachter sagen können, ich hätte ein vorzügliches Bohemeleben geführt. Als Künstler hätte ich dazu allerdings an irgendeinem *Projekt* arbeiten müssen. Dieses Projekt aber existierte nicht, es sei denn, man betrachtete von nun an mein Leben als eine Art Kunstwerk. Dann aber war das Problem, daß mir für dieses Projekt irgendwann das Geld ausgehen würde. Zumindest in dieser Hinsicht unterschied ich mich nicht von einem Bildhauer, der nur Hundefutter frißt, um seinen geschweißten Stahlschrott finanzieren zu können.

## VIER

Das war also die Situation: Ich war Mitte Zwanzig, arbeitslos und ohne Einkommen. Alles was ich besaß, war mein *Nachtleben* – die Tatsache also, daß ich nicht nachts schlief, sondern tagsüber, und dieses Leben sorgte dafür, daß es dunkel war, wenn ich aufstand, und es hell wurde, wenn ich nach Hause kam. Immer öfter war ich so betrunken, daß ich kaum gehen konnte, was kein Wunder ist, denn die Bars, in denen ich mich aufhielt, servierten keinen Tomatensaft. Ich weiß nicht, wie lange es normalerweise dauert, bis ein Mensch zum Alkoholiker wird, aber ich war in zwei Monaten ziemlich weit gekommen, mit Wodka, Gin, Whisky und Bier. Die Nachtwelt war zu meinem Zuhause geworden, so doof das auch klingen mag. Ich kannte mich jetzt gut aus inmitten all der Clubs und Bars auf dem Kiez – so gut, wie ein Angestellter das Gebäude seiner Firma kennt oder ein Hund seine Hütte, wenn er eine hat. Es gab neue Bekannte, neue Drinks und neue Drogen, und manchmal, eher selten, gab es auch

ein neues Mädchen, das ebenfalls nicht wußte, wo es am Ende eines Abends hingehen sollte, und dann eben mit zu mir kam, aus purer Verzweiflung.

Die ersten sichtbaren Auswirkungen meiner Nachtexistenz stellten sich ein: Mein Gesicht wurde fast so blaß wie das eines japanischen Adligen der Heian-Zeit, es wirkte so, als hätte ich Puder aufgelegt. Unter den Augen bekam ich leichte Schatten, mein Kreislauf war träge, da er nur noch wenig Sonnenlicht bekam, was ich mit acht Tassen Kaffee bekämpfte. All das war aber nicht das Hauptproblem – keiner dieser Umstände hätte mich zu diesem Zeitpunkt davon abgehalten, mein Leben so weiterzuführen.

Das Problem war die Bank: Mein Dispo-Kredit war mittlerweile weit überzogen, seit Monaten war kein Geld eingegangen. Noch bevor ich gegen Mittag meine Tiefschlafphase erreichen konnte, weckte mich immer öfter mein Sachbearbeiter, Herr Bismarck, der Eiserne Sachbearbeiter.

»Ich möchte nicht stören«, redete er auf mich ein, »es geht nur darum, ob Sie uns versichern können, daß bald wieder Überweisungen auf Ihr Konto eingehen, weil wir uns ansonsten gezwungen sehen, es vorübergehend zu sperren.«

Ich war viel zu müde und betrunken, um zu antworten.

»Ja«, sagte ich.

»Ja was?« fragte Sachbearbeiter Bismarck.

»Ja. Geld kommt.«

»Wann?« wollte Sachbearbeiter Bismarck wissen.

»Bald. Sehr bald«, sagte ich und legte auf.

Natürlich gab es kein Bald, es gab auch kein Früher oder Später. Es gab nicht einmal ein Irgendwann, weil ich in den letzten Monaten nicht das Geringste unternommen hatte, etwas

an meiner Arbeitslosigkeit zu ändern. Wie denn auch? Alle Bewerbungsgespräche hätte ich ja tagsüber führen müssen, doch der Tag war praktisch tot für mich. Es war auch nicht so, daß ab und zu mal das Telefon klingelte und mich jemand fragte, ob ich nicht eine Geschichte für irgendeine Zeitung oder irgendein Magazin machen wollte, denn meine Zeit bei *Plietsch!* hatte mir nicht wirklich einen Namen verschafft. Und wer, wenigstens soviel hatte ich in der kurzen Zeit meines Volontariats gelernt, als Journalist keine Anzeigen schaltet, also Artikel in Blättern schreibt, die von jedem gelesen werden, wird sofort vergessen und erst dann wiederentdeckt, wenn er tot und vergammelt in seiner Wohnung liegt.

Brezel hatte mir ein paarmal Geld geliehen, doch auch bei ihm lief es gerade nicht so gut, denn alles, was er verdiente, steckte er sofort in die Fertigstellung seines ersten Spielfilms, den er zum Teil selbst produzierte. Außerdem sollte ein Freund einen anderen nicht endlos beanspruchen: Ich schuldete ihm schon fünftausend Mark. Hätte ich Uwe am Telefon nicht erzählt, daß es mir gutginge und ich an *etwas Längerem* arbeitete und die Bewerbung für eine Journalistenschule vorbereiten würde, hätte ich ihn nach Geld fragen können, doch dann hätte ich zugeben müssen, daß ich ihn angelogen und in den letzten Monaten ein komplett nutzloses Leben geführt hatte. Mit meinen Eltern darüber zu reden war ausgeschlossen. Sie hätten mich sofort zurück nach Hause geholt, um mich zu therapieren. Meine Mutter hätte eine solche Aufgabe geliebt, doch diesen zusätzlichen Lebensinhalt wollte ich ihr nicht geben – mit den Gedichten, die sie am Wochenende schrieb, war sie besser bedient. Zwar erreichten ihre Achtzeiler nicht die Qualität von Michizanes *Ode an den Pflaumenbaum*, doch gut genug, um mal bei einer Lesung im Literaturhaus mitzumachen, war sie allemal. Im Gegen-